

Markéta Pilátová

Die grünen Daumen der Marie Merglová

Marie Merglová hatte grüne Daumen. Alles, was sie berührte, das grünte, blühte, gedieh. Sie war Waise, und als sie klein war, hatte sie oft Hunger. Während des Krieges hatte sie ihn weiterhin. Sie konnte jedoch wunderbar *Judenreis* kochen, einen Ersatz aus Mehl und Eiern, mit einer Reibe gehobelt und im Ofen getrocknet. Dazu servierte sie gedünstete Brennesseln mit Bärlauch, den sie am Bach hinter dem Hof pflückte, wo sie bei einem Bauern wohnte. Der hatte sie als billige Arbeitskraft zu sich genommen. Sie wusste nicht, dass Brennesseln und Bärlauch gesund sind, aber sie wusste, dass die sie für eine Weile satt machten. Als sie in die Stadt umzog, und als Pflegerin im Krankenhaus arbeitete, hielt sie im Keller des Mietshauses, in einer Holzkiste eine Gans und stopfte ihr gekochtes Korn in den Hals. Wo auch immer sie wohnte, überall hatte sie einen Garten. So nannte sie auch den Blumentopf mit Majoran. Immer baute sie etwas an. Unter den Kommunisten, denen sie niemals vertraute, weil sie ihr verboten hatten, in die Kirche zu gehen, wohnte sie in einem halbverfallenen Haus, das einen Hof hatte. Marie Merglová grub den Hof um und pflanzte Kartoffeln. Unter einem morschen alten Pflaumenbaum stellte sie vier Kaninchenställe auf. In ihnen hielt sie

große weiße Ungeheuer mit roten Augen. Angorakaninchen. Bevor sie sie schlachtete, rasierte Marie Merglová sie schmachvoll, und aus den weißen Haaren, die sie in die Spinnerei in Valašské Meziříčí schickte, und die ihr dann Wollgarn zurücksandte, strickte sie uns Pullover. Sie waren weiß, mit komplizierten Mustern und garantiert eine Nummer zu klein. Marie Merglová strickte so sorgfältig, dass der Pullover in ihren Händen immer erst zusammenschrumpelte. Die Pullover kratzten, und jeder hasste sie. Als sie herausbekam, dass wir sie nicht trugen, warnte sie, dass der Winter uns schon eines Besseren belehren würde. Aber immer am Samstag gab es Kaninchen auf Knoblauch, oder Kaninchen auf Sahne, Kartoffeln und Gemüse in Bio-Qualität – zu einer Zeit, in der die Frauen mit Maggi kochten. Großmutter Marie Merglová lief bis hinter die Stadtgrenze, um Gras für die Kaninchen zu holen, und pflückte jeden Graben und jeden vielversprechend aussehenden, mit Unkraut bewachsenen Schutthaufen leer. Die große Kiepe mit dem Gras transportierte sie auf einem großen altmodischen Rad. Die ganze Familie schämte sich für sie und ließ sich dann samstags den Mümmelmann schmecken.

Hätte Marie Merglová gekonnt, sie hätte auch Hühner gehalten, aber das hatten ihr die Nachbarn verboten, weil der Hahn um vier Uhr früh krächte. Trotzdem sprach sie mit mir oft über Hühner. Sie bleute mir die Grundlagen ihrer Haltung ein. Aber ich durfte mit ihr bis zum Umfallen in der Erde buddeln. In alten Trainingshosen, mit einer kleinen Hacke, schweigend und zusammen verbrachten wir viele

Nachmittage, wenn sie auf mich aufpasste. Also mich eher ausnutzte, um Unkraut zu jäten und unendlich viele Gießkannen mit Wasser zu schleppen. Sie sagte immer zu mir: „Meine Liebe. Auf nichts kann man vertrauen. Aber solange du Kaninchen, Hühner und eine Reihe Kartoffeln hast, musst du dich nicht so sehr fürchten.“ Über ihre Angst machten wir uns lustig. An den Krieg konnte sich keiner erinnern, die Sorgen einer Waise und all ihre Ermahnungen gingen zum einen Ohr rein und zum anderen raus. Marie Merglová war eine sonderbare Person, die Pullover aus Angorawolle strickte und sich aus dem Fell der Kaninchen warme Westen für den Winter nähte. Sie hob alles auf, warf nichts weg und wusch jede Plastiktüte aus, hängte sie auf die Wäscheleine und benutzte sie noch einmal.

Ich schaue nach draußen. Auf den Garten. Als hätte ich mein ganzes Leben lang auf das hier Kurs genommen. Auf dieses ordentliche Stück Land. In diesem Jahr werde ich Rüben, Tomaten, Radieschen, Dill, Petersilie, Majoran, Basilikum, Oregano, Thymian, Kamille, Pfefferminze, Melisse, Kapstachelbeere, Zucchini und selbstverständlich Kartoffeln pflanzen. In mondlosen Nächten kommt Marie Merglová her, um sich das anzuschauen. Sie fragt, warum ich keine Gans habe. Ich sehe, wie sich ihre Silhouette in der Kaninchenweste langsam durch den Garten bewegt. Manchmal jätet sie ein Beet, schnuppert an einer Hortensie, oder setzt eine Clematis

an einen besseren Platz. „Töchterlein, die Clematis muss die Füße im Kühlen und den Kopf in der Sonne haben.“ Sie lebt schon lange nicht mehr, aber in den Garten geht sie, weil sie immer so einen haben wollte und nie hatte. Nur der umgegrabene Hof, wo die Nachbarn ihr in die Bewirtschaftung hineinquasselten und sie das Gras für die Kaninchen von sonst woher holen musste. Heute ist es nicht schwer, ihren Ratschlägen Recht zu geben. Eine Gans habe ich nicht, weil ich keine mehr rechtzeitig auftreiben konnte. Ich hätte zu Fuß gehen müssen, um eine zu bekommen, wer weiß, bis wohin. Wer weiß, ob noch jemand lebt, der Gänse hält, und wer weiß schon, wo das sein könnte? Aber ich habe einen kleinen künstlichen Teich und in ihm leben wilde Enten, die fange ich im Herbst in ein Netz. Ich stehle ihnen die Eier, aber ich füttere sie auch mit Getreidekörnern, die neben dem Teich wachsen, und so kommen sie immer gern hierher zurück. Das Korn ist ihnen lieber als die verlorenen Eier. Geld gilt schon lange nicht mehr. Und aus den Geschäften ist nach und nach alles verschwunden, auch als es noch gültig war. Dann waren da nur noch leere Regale, verrostete Einkaufswagen. Auf deren Drahtgeflecht pfeift der Wind seine hungrige Melodie.

Ich erinnere mich nicht, wann genau es gewesen ist. Die Zeit wird jetzt danach bestimmt, wann etwas blüht oder wächst. Die Blüten des Goldregens bedeuten Frühling, hier in den Bergen gehen sie einen Monat später auf als unten im Tal, wo ich aber niemals hingehere. Die roten Blätter der Apfelbeere kündigen die Ankunft des Herbstes an.

Ihre Früchte beobachte ich wie ein Baumfalke, damit ich den Vögeln zuvorkomme, die sich auf sie stürzen und sie mit einem Mal alle vertilgen, und das kann ich mir nicht leisten, denn in den harten schwarzen Beeren ist Vitamin C und ohne eine Hammerdosis davon würde ich den Winter nicht überleben. Zitronen kann ich nicht anbauen, und Kohl ist nur ein schwacher Ersatz für die Früchte der Apfelbeere. Der zarte, frühlingsgleiche Duft der Christrose. Wenn ich ihn spüre, weiß ich, dass es Zeit ist aufzuwachen. Die Sinne sind jetzt geschärfter, empfänglicher für jede Veränderung, unfehlbare Leuchttürme im Chaos, das vor langer Zeit ausgebrochen ist. Die klare, durchsichtige Luft blendet. Es herrscht immer größere Trockenheit, aber das Wasser in dem Bach im Garten sprudelt noch immer. Es ist klar und kühlend. Seit langem schon führt hier niemand mehr die Jauche von den Weiden ein. Ich habe keine Waffe, denn es gibt keinen, vor dem ich mich fürchten müsste. Ringsumher lebt niemand mehr. Viele Perioden blühenden Goldregens hindurch habe ich mit niemandem gesprochen. Durch die leeren Häuser fegt der Wind, in ihnen schlafen streunende Hunde. Marder und Eichhörnchen bauen ihren Nester in Aschkästen neben den erloschenen Öfen. Ich ziehe durch diese Häuser, um Schränke zu Feuerholz zu zerlegen. Mir ist kalt, auch im Sommer, und im Frühling und im Herbst muss ich heizen. Ich spaziere durch fremde Zimmer, und in fremde Kaffeebecher säe ich Schnittlauch und Thymian. Aus fremden Gärten habe ich Setzlinge von allem, was sich essen lässt, in meinen geholt.

Alle Bücher habe ich fortgetragen. Ganze Berge von Büchern. Im Sommer lese ich sie, dann verbrenne ich sie in meinem Ofen. Buchstaben, Absätze, Sätze brennen, spenden Wärme. Nicht eine Geschichte aus diesen Büchern vergesse ich. Ich muss sie dann erzählen. Sie sind das Zahlungsmittel. Der Tauschgegenstand. Ich tausche meine Geschichten gegen die ihren. Gegen Wärme. Gegen Leben. Ich hege die Illusion, dass es das ewige sein könnte. Doch solange ich Geschichten erzählen kann, lassen sie mich neben sich sein.

In jedem dieser Häuser ist mir kalt. Als sei die Kälte eine Begleiterscheinung der Einsamkeit. Als wäre die lange zurückliegende Anwesenheit, die Anhäufung von Körpern und Leben gleichbedeutend mit Wärme. Lebensspendender Wärme. Früher war das niemandem bewusst, wir sorgten uns darüber, dass der Planet überhitzt sei, dass die Treibhausgase ihn zu sehr erwärmen. Jetzt ist mir überall kalt. Auch im Hochsommer, wenn ich nackt in der Sonne liege, ist mir kalt, klappere ich vor Kälte mit den Zähnen. Im Winter jedoch nicht.

Der Virus ist nie verschwunden, wie alle gehofft hatten. Da konnten sie sich mundschießen und die Bevölkerung durchseuchen so lange sie wollten. Er kommt jedes Jahr wieder. Er ist wie der Drache aus dem Märchen, der immer neue Prinzessinnen fordert und sonst das Land in Schutt und Asche legt. Nur die Prinzessinnen, die Wirtinnen des

Virus, sind ausgegangen. Jeden März, mit eiserner Regelmäßigkeit, hat der Virus immer jüngere Generationen dahingerafft.

Marie Merglová hat viel gelesen. Ganze Einkaufsnetze voller Romane, Bücher über das Gärtnern, die Kaninchenzucht und auch Krimis holte sie sich aus der Bibliothek. Sie kaufte Bücher und hatte dann keinen Platz für sie. Ich habe das Gefühl, dass sie sie vielleicht auch stahl. Ich besitze sie nicht alle, weil meine Eltern sie in einem unbeobachteten Moment in die Bibliothek gebracht haben, nachdem sie gestorben war. Aber einige habe ich doch. Zum Beispiel eines, das *Grundlagen des Düngens in Klostergärten* heißt und dem ich es verdanke, dass mein Gemüse essbar ist. Ich habe auch ihre Pullovermuster, ihre Ratschläge hallen ganz deutlich in meinem Kopf. Ich ziehe meine eigenen Samen, zimmere Kaninchenställe zusammen und jage abends die wilden Enten aus dem Teich in das Entenhaus, damit die Füchse und Luchse sie nicht fressen. Die Tiere schlachte ich immer im Herbst. Danach esse ich viel. Ich nehme mindestens zehn Kilo zu. Und an jedem Herbstabend schlage ich ein Buch von David Quammen über Viren und Tiere auf. In ihm erklärt er, warum bei den Fledermäusen so viele Viren gedeihen und warum sie nicht tödlich für sie sind. Darauf, wie man überlebt, hat mich das Buch gebracht. In jedem Frühjahr kam ein Fledermausweibchen in meinen Garten geflogen. Sie führte die Jungtiere aus, und diese kleine, aneinander

gepresste Kolonie brauner geflügelter Mäuse verschlief ganze Tage an den Balken meiner Terrasse. Als die Pandemie begann, hatte ich Angst, dass sie im Frühjahr angeflogen kämen und ich nicht imstande wäre, sie zu töten oder fortzujagen. Quammen erklärt in seinem Buch, dass die Fledermäuse, im Unterschied zu den Mäusen, lange leben, bis zu zwanzig oder mehr Jahre. Die Viren gedeihen bei ihnen, weil die Fledermauskolonien bis zu sechzigtausend Mitglieder haben können und sie so, eine an die andere gepresst, ideale Wirte und also auch Überträger sind.

In mondlosen Nächten sitze ich in einer Weste aus Kaninchenfell im Garten unter dem Nussbaum. Zusammen mit Marie Merglová bete ich das *ora pro nobis*, dann erheben wir uns, jede eine schlammverkrustete Hacke in der Hand, und gehen ein Beet jäten. Und wenn die ersten Herbstfröste kommen, weiß ich, dass es Zeit ist, die Pflanzen mit Fichtenzweigen abzudecken und die Kaninchen aus den Ställen herauszulassen. Im Frühjahr dann kann ich diejenigen, die überlebt haben, ganz einfach in Fallen fangen, wahrscheinlich aus Gewohnheit halten sie sich immer im Wald hinter dem Haus auf. Ich packe mich in die Weste ein und nehme meinen Schlafsack aus Kaninchenfell mit. Ich mache mich auf den Weg in die große Höhle in der Nähe des Steinbruchs.

In jenem Frühjahr, in dem ich nicht wusste, ob ich das Fledermausweibchen und die Jungen töten oder vertreiben sollte,

streifte ich durch den Wald und bin auf den alten verlassenen Steinbruch gestoßen. Die Höhle ist riesig, und nur ein schmaler Spalt führt in sie hinein, durch den ich mich gerade so hineinzwängen kann. Es ist dort dunkel, trocken und warm, und wie ein pelziger brauner Tropfstein hängt eine riesige Fledermauskolonie von der Decke herab. Licht fällt nur morgens ein, und auch nur für einen kurzen Strahl. Um den Eingang herum ist wie eine modrige Zudecke ein Haufen Herbstlaub angeweht worden. Von all dem Essen und den Vorbereitungen, bin ich müde, erschöpft, ich lege mich auf das Laub, das ich in die Felsnische getragen habe. Ich schließe mich in den Schlafsack ein, bin in ihrer Nähe. Lautlos erzählen sie etwas in ihren Frequenzen und ich schlafe ein. Die Pelze der Fledermäuse, ihre zarten, leisen Flügel und feinen Häute, ihre Krallen und Parasiten, Krankheiten und Antikörper sind überall um mich herum. Sie übergeben mir den Virus und die Immunität, erzählen Geschichten aus ihrem langen Leben, das sie im Dunkeln verbracht haben. Sie warten auf mein Erzählen. Und langsam und mit Bedacht erinnere ich mich an all die Bücher, die ich gelesen und dann während des Sommers verbrannt habe, und ich fische in meinem Gedächtnis und flüstere leise und verheddere mich in den Verstrickungen und bin zurück an den Anfängen der Kapitel, beliebig springe ich von einer Geschichte zur anderen, und sie stört das nicht. Sie ermuntern mich zu diesem chaotischen Stil. Sie sagen, dass nur dies wirklich sei. Und im Gegenzug erzählen sie, wie die Insekten überleben, von denen sie sich

ernähren, wie das Blut der Kälber fern hinter dem Ozean, wie der beste Bromeliennektar schmeckt, wie man den Nachtvögeln entkommt und wie man lange, wahnsinnig lange lebt. Dem Drachen entkommt. Immer wieder von neuem. Zu einer Prinzessin wird. Wie man schläft. Wie man lange und ausgiebig schläft, an nichts denken und nichts benötigen muss. Alles in sich eindringen lässt. Einwächst in die Wärme ihrer von Parasiten durchsetzten Pelze. Ihren Geruch einsaugt. Mit ihm seine Nasenlöcher anfüllt und sie dann sicher versiegelt. Ich schlafe ein. Jetzt schlafe ich wirklich ein, gesättigt von Fledermauswelten und Kaninchenfleisch. Und Marie Merglová hält sich mit ihren grünen Daumen an meinen Häuten und Krallen fest.

Übersetzung aus dem Tschechischen: Christina Frankenberg

Copyright: Tschechisches Zentrum Berlin 2020

<http://berlin.czechcentres.cz>